

Rassismus und Anti-Rassismus

Christopher Ewing

Die Geschichte der Queerness in Deutschland ist von Rassismus durchzogen. Sowohl Historiker*innen als auch diejenigen, die Rassismus am eigenen Leib erfuhrten, haben die Verflechtung von queerer Politik mit rassistischer Ausgrenzung seit dem Aufkommen queerer Bewegungen in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts gut dokumentiert. Die Frage ist also nicht, ob es Rassismus in queeren und trans* Bewegungen und Szenen gab, sondern vielmehr: was hat der Rassismus bewirkt? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir sehr genau betrachten, wie zentral Weißsein für die Konzeptualisierung von Queerness in Deutschland war und ist. So lassen sich die komplexen und widersprüchlichen Wege erklären, auf denen weiße, queere Deutsche sich in rassistisch-nationalistische Projekte einbringen konnten. Dabei spielt immer die Annahme eine Rolle, dass eine queere, deutsche Identität untrennbar mit Weißsein verbunden sei.¹

1 Hier beziehe ich mich auf die Kritik von Queers of Color, die die Ent-Rassifizierung von queeren Subjekten problematisieren. Marlon B. Ross, »Beyond the Closet as a Raceless Paradigm«, in *Black Queer Studies: A Critical Anthology*, Hg. E. Patrick Johnson und Mae G. Henderson (Durham, NC: Duke University Press, 2005): 161–89. Im Verlauf dieses Kapitels werde ich mich auch auf eine Reihe von Schlüsseltexten sowohl aus den Vereinigten Staaten als auch aus Europa im Bereich der kritischen Weißseinsforschung beziehen. Dazu gehören: Maisha Maureen Eggers, Grada Kilomba, Peggy Piesche, und Susan Arndt, Hg., *Mythen, Masken, Subjekte: Kritische Weißseinsforschung in Deutschland* (Münster: Unrast Verlag, 2005); Jin Haritaworn, Tamsila Tauqir und Esra Erdem, »Queer-Imperialismus: Eine Intervention in die Debatte über ›muslimische Homophobie‹«, in *re/visionen: Postkoloniale Perspektiven von People of Color auf Rassismus, Kulturpolitik und Widerstand in Deutschland*, Hg. Kien Nghi Ha, Nicola Lauré al Samarai, und Sheila Mysorekar (Münster: Unrast, 2007); Kevin Mumford, *Not Straight, Not White: Black Gay Men from the March on Washington to the AIDS Crisis* (Chapel Hill: The University of North Carolina Press, 2018). Für weiterführende Literatur vgl. Richard Delgado und Jean Stefancic, Hg., *Critical White Studies: Looking behind the Mirror* (Philadelphia:

Gleichzeitig müssen wir jedoch darauf achten, wie instabil das angenommene Weißsein queerer Identitäten war; oder wie es destabilisiert wurde. Dies geschah auf zwei Arten. Erstens wurden die sexuellen Kriterien für Zugehörigkeit, politische Partizipation und Staatsbürgerschaft – im Englischen spricht man von sexual citizenship – kontinuierlich neu verhandelt. Obwohl viele weiße, queere Aktivist*innen im Kampf um Anerkennung und Inklusion ins nationale Gemeinwesen bedeutende Erfolge errangen, wurde Queerness auch weiterhin gewaltsam aus dem Nationskörper ausgegrenzt. Zweitens konnten queere People of Color die Widersprüche des weißen Rassismus aufzeigen, Alternativen schaffen und gleichzeitig anti-rassistischen Positionen in der queeren Politik zu mehr Geltung verhelfen. Queere Geschichte in Deutschland und wohl auch im deutschsprachigen Europa des zwanzigsten Jahrhunderts wurde – grob zusammengefasst – von drei Dynamiken geprägt: 1) queere Subjekte wurden ent-rassifiziert, 2) queere Menschen wurden gewaltsam aus dem Nationskörper ausgegrenzt, und 3) allmählich entwickelten sich an manchen Orten Szenen und Gemeinschaften von queeren People of Color.

Dieser Beitrag betrachtet alle drei Stränge in ihren teils konfliktreichen Verflechtungen. Dabei gilt es darauf zu achten, dass sich dieses historische Nachzeichnen mitunter auf Identitätskategorien verlassen muss, die einschränken und nur bestimmte trans* und queere Subjektivitäten der Vergangenheit in den Blick bringen.² Im deutschsprachigen Kontext etablierten sich im späten 19. Jahrhundert, auch in den Emanzipationsbewegungen, ganz spezifische Taxonomien nicht-normativer Geschlechter und Sexualitäten.³ Auch die Kategorien der ›Rasse‹ stellen Historiker*innen vor große Herausforderungen. Rassistisches Wissen war nicht nur für koloniale Expansion und post-imperiale Machterhaltung, sondern auch für die Formation von queeren und trans* Subjektivitäten entscheidend.⁴

Im US-Kontext waren homosexuelle Identitäten eng in imperiale Strukturen verstrickt, und die Grenze zwischen homo und hetero korrespondierte

Temple University Press, 1997); Gloria Wekker, *White Innocence: Paradoxes of Colonialism and Race* (Durham: Duke University Press, 2016).

- 2 Katie Sutton, »Sexology's Photographic Turn: Visualizing Trans Identity in Interwar Germany«, *Journal of the History of Sexuality* 27, Nr. 3 (2018): 444–445.
- 3 Elizabeth Schoppelrei, *Speculative Formations: Queer and Trans Communities in the Long Twentieth Century*, Ph.D. Diss, Pennsylvania State University, 2023.
- 4 Laurie Marhoefer, »Was the Homosexual Made White? Race, Empire, and Analogy in Gay and Trans Thought in Twentieth-Century Germany«, *Gender & History* 31 Nr. 1 (2019): 93–94.

oder überkreuzte sich oft mit rassifizierten Differenzlinien.⁵ Manche behaupten, solche Einsichten ließen sich nicht auf Mitteleuropa übertragen. Dass hinter solcher Zurückhaltung oft eher reaktionäre Haltungen als wissenschaftliche Sorgfalt stecken, verdeutlicht der Umstand, dass andere deutschsprachige Wissenschaftler*innen und Aktivist*innen bereits seit Jahrzehnten erfolgreich Ansätze der Critical Race Theory verwenden.⁶ Dabei ist jedoch in zweierlei Hinsicht Vorsicht geboten. Erstens prägen Interaktionen zwischen transnationalen, nationalen und lokalen Prozessen die Verflechtung von ›Rasse‹ und Sexualität in Deutschland und anderswo. Zweitens gilt es, Kategorien und Selbstentwürfe sorgfältig zu historisieren, nicht nur mit Blick auf die institutionalisierte Wissensproduktion, sondern auch auf Kunst, Fotografie und Nachtleben. So entsteht ein multidimensionales Verständnis von queeren und trans* Vergangenheiten sowie davon, wie sie ineinanderfließen. Deswegen darf sich die Analyse nicht auf Institutionen, Politik und soziale Bewegungen beschränken, sie muss viel breiter ansetzen.⁷ Das ist eine große Herausforderung, und ich versuche nicht, sie in diesem kurzen Beitrag zu bewältigen. Vielmehr skizziere ich drei aufeinanderfolgende Momente queerer Politik seit 1945 und zeige dabei, wie zentral Vorstellungen von Rasse für die Gestaltung queerer und trans* Politik waren, auch wenn sich deren Kategorien mitunter dramatisch verschoben.

Die ›Rückkehr‹ des Rassismus nach 1945

Trotz der Zunahme an neueren Arbeiten zur queeren deutschen Geschichte, einschließlich der Nachkriegszeit, wissen wir immer noch auffallend wenig

5 Hiram Perez, *A Taste for Brown Bodies: Gay Modernity and Cosmopolitan Desire* (New York: New York University Press, 2015); Vgl. C. Riley Snorton, *Nobody Is Supposed to Know: Black Sexuality on the Down Low* (Minneapolis: University of Minnesota Press, 2014).

6 Vgl. Maureen Maisha Eggers, Mythen, Masken und Subjekte: kritische Weißseinsforschung in Deutschland (Münster: Unrast, 2005).

7 Zum Versuch, queere Geschichte zu schreiben, ohne queere Subjekte zu fixieren vgl. Jennifer V. Evans, *The Queer Art of History: Queer Kinship After Fascism* (Durham, NC: Duke University Press, 2023): 8. Zur Bedeutung des Nachtlebens in diesem Kontext vgl. madison moore, »DARK ROOM: Sleaze and the Queer Archive«, in *Contemporary Theatre Review* 31, Nr. 1–2 (2021): 191–196.

über die Erfahrungen von queeren und trans* People of Color.⁸ Die Welt der queeren Kneipen und Kabaretts, die in größeren Städten entstand, bot ihren Gästen die Möglichkeit, sich mit dem Werk der in Algerien geborenen Ramonita Vargas und der Schwarzen US-amerikanischen Künstlerin Josephine Baker zu beschäftigen, während an Bahnhöfen gleichgeschlechtliche Intimität ebenso stattfand wie Migration.⁹ Solche Orte wurden zunehmend wichtiger, als die Bundesrepublik 1955 bilaterale Verträge mit einer Reihe von Ländern zu unterzeichnen begann, um Bürger*innen der Vertragsstaaten befristete Arbeitsgenehmigungen zu erteilen. 1961 schloss die BRD einen Vertrag mit der Türkei. Zu Beginn des nächsten Jahrzehnts waren über eine Million türkische Staatsangehörige in die BRD eingewandert. Zweifellos waren einige dieser Neuankömmlinge queer. Sie begegneten sich wandelnden Formen von Gemeinschaft und rassistischer Ausgrenzung, während rassifizierte Ängste bezüglich der Migration im ganzen Land um sich griffen.¹⁰ Veröffentlichungen, Zeitschriften und sogar Fotografien aus den Jahren zwischen 1945 und 1970 weisen jedoch auf eine homophile Szene hin, die weiterhin an der Vorstellung ihres eigenen Weißseins festhielt. Diese Veröffentlichungen zeigen, wie das Begehr im homophilen Milieu der Nachkriegszeit entlang rassifizierter Differenzen konstruiert wurde. Das galt nicht nur für gleichgeschlechtlich begehrende Männer, auch Heterosexuelle sowie weiße, queere Frauen erotisierten rassifizierte Unterschiede bereitwillig. Es gehört zu den zentralen Paradoxien queerer Geschichte, dass die Re-Etablierung einer Szene für schwules Begehr nach der mörderischen nationalsozialistischen Verfolgung untrennbar mit der Sprache der Rassifizierung verknüpft war.

Mit Blick auf Rassismen in queeren Szenen lassen sich sowohl Kontinuität als auch Wandel ausmachen. Nachdem die Nazis den größten Teil der Subkultur zerstört hatten, hofften einige queere und trans* Deutsche auf die Möglichkeiten für Organisation und Gemeinschaftsbildung, die ihnen die Demokratie eröffnen würde. Auch die Rhetorik der Menschenrechte, insbesondere die Resolutionen der Vereinten Nationen zu Rassismus und Genozid, weckten Hoffnungen. Internationale Definitionen von Rassismus boten

⁸ Andrea Rottmann, *Queer Lives across the Wall: Desire and Danger in Divided Berlin, 1945–1970* (Toronto: University of Toronto Press, 2023): 5, 164.

⁹ Evans, *The Queer Art of History*, 44, 31.

¹⁰ Vgl. Lauren Stokes, *Fear of the Family: Guest Workers and Family Migration in the Federal Republic of Germany* (Oxford: Oxford University Press, 2022), 103–104.

Aktivist*innen und Verleger*innen nützliche Werkzeuge, um für die gesellschaftliche Integration der Homosexuellen als einer ›ähnlichen‹ Minderheit zu argumentieren.¹¹ Dadurch verstärkten sie jedoch überlappende Formen der Rassifizierung. Im Sinne eines vermeintlich nicht-rassistischen Liberalismus internationaler Prägung verglichen sich gleichgeschlechtlich begehrende Männer in Westdeutschland mit rassifizierten Gruppen wie Afroamerikaner*innen oder Schwarzen Südafrikaner*innen, um so überzeugender für die Entkriminalisierung von Sex zwischen Männern zu plädieren, der bis 1969 nach der Nazi-Fassung des § 175 bestraft wurde. Wie Laurie Marhoefer und Bradley Boovy erklären, implizieren solche Analogien eine weiße homophile Gemeinschaft und reproduzieren imperiales Wissen über ›Rasse‹.¹² Dieses »unhinterfragte Weißsein«, wie Jin Haritaworn, Tamsila Tauqir und Esra Erdem es nennen, dient dazu Queerness zu »ent-rassifizieren« und People of Color auszuschließen.¹³

Die Vorstellung von queeren Nachkriegsgemeinschaften als implizit weiß beeinflusste politische Forderungen ebenso wie die Artikulation von sexualem Begehrten. Bilder von Männern of Color zirkulierten in den wenigen Nachkriegsmagazinen, die existierten (und verschwanden), einschließlich Der Kreis, Die Insel/Der Weg, und später in den im liberaleren Dänemark veröffentlichten deutschsprachigen Magazinen wie Amigo. Sicherlich kann die erotische Darstellung rassistischer Vielfalt dem Überbewerten von Weißsein entgegenlaufen, und Bilder sind kompliziert, nicht zuletzt aufgrund des Ineinanderfließens von Lust und Machtausübung.¹⁴ Die weißen Autoren benutzten jedoch die Sprache des rassifizierten Begehrens. Sie stellten die körperlichen Merkmale Schwarzer Männer als besonders verlockend dar oder

11 Andreas Pretzel, *Homosexuellenpolitik in der frühen Bundesrepublik* (Hamburg: Männer schwarm Verlag, 2010).

12 Marhoefer, »Was the Homosexual Made White?«; Bradley Boovy, »Troubling Sameness«, *Women in German Yearbook* 32 (2016): 157.

13 Jin Haritaworn, Tamsila Tauqir, und Esra Erdem, »Queer-Imperialismus: Eine Intervention in die Debatte über ›muslimische Homophobie‹«, in *re/visionen: Postkoloniale Perspektiven von People of Color auf Rassismus, Kulturpolitik und Widerstand in Deutschland*, Hg. Kien Nghi Ha, Nicola Lauré al Samarai, und Sheila Mysorekar (Münster: Unrast, 2007); El-Tayeb, »Gays Who Cannot Properly Be Gay: Queer Muslims in the neoliberal European City«, *European Journal of Women's Studies*, 19, Nr.1, 79–95.

14 Jennifer Nash, *Black Bodies in Ecstasy: Reading Race, Reading Pornography* (Durham, NC: Duke University Press, 2014); zu ähnlichen Zügen in den Arbeiten von Herbert Tobias vgl. Evans, *The Queer Art of History*, Kapitel 2.

beschrieben die »heißblütige« Natur arabischer Männer, die deswegen bessere Liebhaber seien.¹⁵

Solche Ausdrücke verweisen auf die Langlebigkeit biologischer Rassevorstellungen, die die Kritik am NS-Gedankengut überdauerten. In einigen Fällen war der Einfluss des nationalsozialistischen Rassedenkens besonders explizit. 1958 veröffentlichten die Herausgeber von *Der Kreis* die Ergebnisse einer Leser-Umfrage, die zeigten, dass Bilder von rassifizierten Männern fast auf ebenso viel Interesse stießen wie Bilder von nackten und halbnackten Männern. Ein Leser aus Österreich schrieb jedoch, er sei von »germanisch bestimmtem Blutserbe«, und bezeichnete Männer of Color als »rassefremd«.¹⁶ Die Herausgeber der Zeitschrift zitierten den Brief in ihrem Kommentar und argumentierten dagegen, dass Bilder von Männern of Color zur Vielfalt beitragen. Trotz solcher Distanzierungen dominierten Spannungen zwischen nationalsozialistischen Ansichten und weißem, vermeintlich nicht-rassistischem Liberalismus nach 1945 die queeren Diskussionen über ›Rasse‹. Neben der expliziten Verleugnung von Rassismus spielten Exotisierungen weiterhin eine große Rolle. Dennoch schufen die Spannungen Risse, dank derer queere Menschen of Color beginnen konnten, die Widersprüche der rassistischen Ideologie aufzuzeigen.

Befreiung und ihre Grenzen nach 1970

Nach der Verbreitung der Befreiungsbewegungen in den frühen 1970er Jahren gewann der Aktivismus von queeren People of Color vor allem in feministischen und lesbisch-feministischen Räumen an Zugkraft. Bereits in den 1960er Jahren hatten weiße, westdeutsche Studierende die Rhetorik des US-amerikanischen Schwarzen Befreiungskampfes genutzt, um ihr politisches Ansehen zu steigern und um für ihre anti-imperialistischen und anderweitigen Anliegen zu werben.¹⁷ Studierende aus der sogenannten Dritten Welt, eine damals neu entstehende polit-geografische Kategorie, drängten ihre weißen,

¹⁵ Christopher Ewing, »Color him Black: Erotic Representations and the Politics of Race in West German Homosexual Magazines, 1949–1974«, *Sexuality & Culture* 21 (2017): 393, 395.

¹⁶ »Das Ergebnis der Abonnentenumfrage für den Bilderteil unserer Zeitschrift«, *Der Kreis* 4 (1958), 16.

¹⁷ Priscilla Layne, *White Rebels in Black: German Appropriation of Black Popular Culture* (Ann Arbor, MI: University of Michigan Press, 2018).

westdeutschen Kommiliton*innen, die anti-koloniale Sache zu unterstützen.¹⁸ In sich verbreiternden transnationalen Kommunikationsnetzwerken drangen auch schwul-lesbische Aktivist*innen aus Argentinien und Brasilien in den 1970er Jahren auf die Solidarität ihrer westdeutschen Kolleg*innen.¹⁹ Tiffany Florvil hat dokumentiert, wie die afrodeutschen Aktivistinnen Ika Hügel-Marshall und Katharina Oguntoye innerhalb von studentischen und feministischen Szenen arbeiteten, um den Problemen von Rassismus und Homophobie mehr Aufmerksamkeit zu verschaffen. 1977 entstand die erste unabhängige Schwarze lesbische Gruppe in der Bundesrepublik.²⁰ Obwohl kurzlebig, war diese Gruppe Teil eines breiteren Netzes von Women of Color, die politische Forderungen stellten, indem sie die Sprachen des Feminismus der 1970er Jahre, des Antiimperialismus und des Antirassismus für einen spezifisch westdeutschen Kontext nutzten und weiterentwickelten.

Diese Politiken waren eng mit linken Haltungen in einem breiteren Sinn verbunden. Weiße Studierende, Feministinnen und queere Aktivistinnen integrierten so verschiedene Stränge linker Ideologie, wobei sie oft auch rassifizierte Unterschiede fetischisierten. Sie bewunderten Schwarze Befreiungskämpfe als besonders authentisch und wollten sich deren Kraft für ihre eigenen Anliegen aneignen.²¹ Die Bemühungen von queeren People of Color, die Ausweitung transnationaler Kommunikationsnetzwerke und die Bedeutung antirassistischer und antikolonialer Politiken in der westdeutschen Linken, so problematisch sie auch sein konnten, schienen reichlich Raum für ein breiteres Engagement queerer People of Color zu bieten. Das Gegenteil war jedoch der Fall.

Die Dominanz des Weißseins schränkte die Möglichkeiten für queere People of Color stark ein. Weiße schwule Aktivisten und lesbische Feministinnen nahmen sie nicht ernst und es fiel ihnen schwer, eine dauerhafte politische Bewegung zu etablieren. Ein flüchtiger Blick auf die schwulen Printmedien der 1970er Jahre zeigt, wie sehr sexuelle, auch emanzipatorische Begriffe

18 Vgl. Quinn Slobodian, *Foreign Front: Third World Politics in Sixties West Germany* (Durham: Duke University Press, 2012): 3.

19 »FLH-Argentinien«, 1975, Homo Heidelbergensis/NARCS Heidelberg/Schwule Politische Arbeitskreis, Bestände, Schwules Museum Berlin; Hans-Peter Reichelt, »Gegen brasiliische Presse- und Polizei-Willkür«, *him applaus*, März 1979, 6–7.

20 Tiffany Florvil, *Mobilizing Black Germany: Afro-German Women and the Making of a Transnational Movement* (Urbana-Champaign: University of Illinois Press, 2020): 15, 18.

21 Moritz Ege, *Schwarz werden: Afroamerikanophilie* in den 1960er und 1970er Jahren (Bielefeld: transcript Verlag, 2007).

weiterhin von Vorstellungen rassifizierter Alterität bestimmt blieben. In zwei der beliebtesten und kommerziell erfolgreichsten schwulen Zeitschriften, die nach der teilweisen Entkriminalisierung von Sex zwischen Männern 1969 gegründet wurden, *du&ich* (ab 1969) und *him* (ab 1970) spielten People of Color kaum eine Rolle, allenfalls finden sich gelegentlich exotisierende Darstellungen. Es gab jedoch Ausnahmen. 1972 veröffentlichte *him* eine längere Reportage über Schwarze Deutsche und druckte auch mehrere Interviews ab. Die Interviewten sprachen über Erfahrungen der Exotisierung. Monika R. erklärte, dass ihr Erfolg als Model »eine Ausnahme« sei: »und fragen Sie bitte nicht, was vorher war«. Weiße Männer betrachteten Schwarze Frauen als »Freiwild«. Schwarze schwule, lesbische oder trans Personen wurden nicht interviewt, und der Autor des Stücks, Thomas Eckert, beschrieb Schwarze Deutsche allgemein als »eine schweigende Minderheit [...] über die kaum jemand etwas weiß«.²²

1978 veröffentlichte *du&ich* eine Geschichte über schwule Einwanderer, ebenfalls mit Interviews. Pedro I. aus Barcelona erzählte, dass er nie mehr als 20 DM von einem Kunden erhalten hatte, »Das ist aber nicht schlimm, denn ich schlafte nur mit Männern, die mir gefallen«, sagte er. Marco Pedrazzoli aus Rom erklärte: »[I]ch habe viele Freunde, aber die wollen alle nur mit mir schlafen«, was für ihn unbefriedigend sei, auch wenn er Sex »wichtig und schön« finde. Obwohl man die Diskriminierung südeuropäischer Männer nicht einfach als ausschließlich rassistisch abtun kann, interpretierten die Autoren des Stücks die Abneigung, der ihre Gesprächspartner begegneten, als »rassistisch«.²³ Sicherlich nutzten einige Männer of Color Kontaktanzeigen, um weiße Deutsche kennenzulernen. Dabei stießen sie jedoch vermutlich meist auf ein rassifizierendes und exotisierendes Begehren, das die Dominanz des Weißseins letztlich nur noch weiter festigte.²⁴

Wie Craig Griffiths zeigt, lassen sich kommerzielle schwule Zeitschriften nicht leicht von der Schwulen- bzw. Befreiungsbewegung trennen, auch wenn Herausgeber*innen und Beitragende dieser Bewegung oft kritisch oder

22 Thomas Eckert, »In meiner schwarzen Haut,« *him*, August 1972, 19f. Vgl. auch, in derselben Ausgabe, »Outsider Gastarbeiter«, *him*, August 1972, 24–26. Allerdings wurden in dieser Reportage keine Interviewten als queer identifiziert.

23 Valentino Rhonheimer und Firenze Bauer, »Papagallos sind auch Menschen«, *du&ich*, November 1978, 11–12.

24 »him kontaktete«, *him*, October 1970, 30; »him kontaktete«, *him*, December 1971, 38.

gar feindlich gegenüber standen.²⁵ Die Lockerheit mit der die Zeitschriften, die die Lust ihrer Leser*innen auf Sex und Skandale bedienten, rassistische Einstellungen reproduzierten, ist auf den ersten Blick unvereinbar mit den Idealen der Schwulenbefreiung und noch mehr mit der Kritik des lesbischen Feminismus an patriarchalen Machtstrukturen, in die auch schwule Männer verstrickt seien. Aber letztlich durchzogen rassistische Ausschlüsse auch die Bewegungen selbst. Laut Katherina Ogunteye wurde die 1977 gegründete Schwarze lesbische Gruppe »unter den Augen der Frauenbewegung auf sehr schmerzhafte Weise zerstört«.²⁶ Sevim Çelebi-Gottschlich, die aus dem Iran eingewandert und in der westdeutschen Frauenbewegung aktiv war, erinnerte sich daran, wie weiße, deutsche Frauen Migrantinnen instrumentalisierten und damit Solidarität unmöglich machten.²⁷ Die Privilegierung des Weißseins setzte dem antirassistischen Aktivismus weiterhin Grenzen, auch wenn queere People of Color neue Wege fanden, um sich zu organisieren.

Die Spannungen zwischen Antirassismus und weißer Abwehrhaltung erzeugten sowohl Einschränkungen als auch Möglichkeiten. Innerhalb lesbisch-feministischer Räume entstanden neue Formen des Aktivismus von queeren People of Color. Wie Ekpenyong Ani, Jasmin Eding, Maisha Eggers, Katja Kinder und Peggy Piesche erklären, organisierten Schwarze Lesben die afrodeutsche Frauenbewegung. 1984 lud Dagmar Schultz, eine weiße, deutsche und lesbische Wissenschaftlerin an der FU Berlin, die US-amerikanische Schwarze Feministin, Theoretikerin und Dichterin Audre Lorde als Gastprofessorin ein. Daraus ergab sich eine achtjährige Zusammenarbeit zwischen Lorde und afrodeutschen Frauen, aus der neue Selbstentwürfe und Bewegungen hervorgingen, die queere, feministische und antirassistische Ansätze ins Zentrum ihrer Politik und sozialen Praxis stellten. Obwohl einige über eine Organisation speziell für afrodeutsche Lesben nachdachten, wurde 1986 die Initiative Afro-Deutsche Frauen (ADEFRA) gegründet, die ein breites Spektrum afrodeutscher und Schwarzer diasporischer Positionen umfasste, aber eine queere Perspektive beibehielt. ADEFRA sowie die Initiative Schwarze Deutsche (ISD) entstanden neben anderen lesbischen und feministischen Organisationen, die strukturelle Rassismen innerhalb

25 Griffiths, *The Ambivalence of Gay Liberation*, 43–44.

26 Florvil, *Mobilizing Black Germany*, 18.

27 Sevim Çelebi, »Immigrantinnen in Frauenprojekten: Erfahrungen, Erwartungen, Realitäten«, *Wege zu Bündnissen: Dokumentation*, ed. May Ayim und Nivedita Prasad (Berlin: Freie Universität Berlin, 1992): 73.

und außerhalb der Frauenbewegung kritisierten. Verschiedene Aktivistinnen betonten, wie Hierarchisierungen nach ›Rasse‹, Klasse und Sexualität zum Gegenstand einer fruchtbaren politischen Auseinandersetzung werden konnten. Diese Arbeit reagierte auf den universalisierenden Impuls des früheren, von Weißen geführten Aktivismus, dessen Politik auf dem Postulat einer allen Frauen gemeinsamen Erfahrung beruhte.²⁸ Dagegen betonten Schwarze Lesben die Unterschiede zwischen Frauen. Sie entwickelten strukturelle Analysen von Rassismus und Sexismus und setzten auf Intimität, Solidarität sowie Unterstützung über Differenzlinien hinweg. Andere antirassistische Aktivist*innen schlossen sich ihnen an.²⁹ Der Schabbeskreis, gegründet 1984 von einer Gruppe jüdischer und nicht-jüdischer Frauen, queer und nicht, wandte sich gegen die Dominanz weißer, oft säkularer christlicher Perspektiven in der Frauenbewegung, stieß aber von Anfang an auf Abwehrhaltungen, laut Mitbegründerin Ben-Maria Baader.³⁰

1984 lässt sich als Wendepunkt verstehen. Neue Diskussionen über Rassismus und Antisemitismus entstanden in der Frauenbewegung. Die Erste Allgemeine Frauenkonferenz in Frankfurt a.M. war ein wichtiger Katalysator.³¹ Die folgenden Jahre waren geprägt von einer Ausweitung der Debatten und des Aktivismus sowie von Spannungen zwischen und innerhalb der verschiedenen Gruppen. Daraus entstanden jedoch neue Koalitionen, die die queere politische Auseinandersetzung mit Rassismus künftig prägen sollten.

²⁸ Christiane Leidinger, »Frühe Debatten um Rassismus und Antisemitismus in der (Frauen- und) Lesbenbewegung in den 1980er Jahren der BRD«, in *Beiträge zur Geschichte einiger pluralen Linken. Bd. 2: Theorien und Bewegungen nach 1968*, Hg. Marcel Bois und Bernd Hütter (Berlin: Rosa Luxemburg Stiftung, 2010).

²⁹ Ekpenyong Ani, Jasmin Eding, Maisha Eggers, Katja Kinder, und Peggy Piesche, »Transformationspotentiale, kreative Macht und Auseinandersetzungen mit einer kritischen Differenzperspektive«, in *In Bewegung bleiben. 100 Jahre Politik, Kultur und Geschichte von Lesben*, Hg. Gabriele Dennert, Christiane Leidinger und Franziska Rauchut (Berlin: Querverlag, 2007): 164, 166.

³⁰ Maria Baader, *untitled manuscript*, 3, Nachlass May Ayim, Box 2, Universitätsarchiv der Freien Universität Berlin.

³¹ Pia Marzell, »Sind wir uns so fremd?: Aufbrüche in der Rassismusdebatte der Frauenbewegung«, in *History | Sexuality | Law* March 8, 2021, <https://hsl.hypotheses.org/1608>

Das Ende des Homonationalismus? Faschismus des einundzwanzigsten Jahrhunderts

Zu Beginn des 21. Jahrhunderts beschrieb Jasbir Puar das Aufkommen des Homonationalismus in der US-Politik. Homonationalismus vereinnahmt die Homosexualität, die hier als eine Art Abziehbild fungiert, als ein regulatives Skript, das die Ausgrenzung rassifizierter Anderer im Dienste nationalistischer Ziele legitimiert. Eine ganz bestimmte Gruppe von Homosexuellen wird quasi in die Nation integriert, um – pointiert formuliert – Migrant*innen, Muslim*innen und andere als vermeintlich durchgängig homofeindliche Gruppen ausschließen zu können.³² Beruhend auf ähnlichen Beziehungen von Klasse, Geschlecht und ›Rasse‹, entwickelten sich homonationalistische Strategien ab den 1990er Jahren auch in der deutschen queeren Politik.³³ In den 2010er Jahren vertraten dann alle im Bundestag vertretenen Parteien in gewissem Umfang auch Schwule und Lesben, und viele verstanden die wachsende Akzeptanz (einiger) queerer Menschen als Beweis für die sexuelle Fortschrittlichkeit Deutschlands. Repräsentationsansprüche sollten jedoch nicht mit substantiellem Engagement für die Rechte von LGBTQ Personen verwechselt werden. Obwohl die CDU Bundeskanzlerin Angela Merkel 2017 den Boden für eine letztlich erfolgreiche Abstimmung über die Ehe für alle bereitete, stimmten Merkel selbst und zwei Drittel der Unions-Abgeordneten dagegen. Wichtig ist, dass die (teilweise) Akzeptanz sexueller Vielfalt im gesamten politischen Spektrum mit der Behauptung einherging, dass der Islam deutsche queere Menschen bedrohe. Deswegen wurden einerseits Bildungsmaßnahmen und andererseits Immigrationsrestriktionen gefordert. Man

-
- 32 Jasbir Puar, *Terrorist Assemblages: Homonationalism in Queer Times* (Durham, NC: Duke University Press, 2002), 2.
- 33 Zülfukar Çetin, »Der Schwulenkiez. Homonationalismus und Dominanzgesellschaft,« in *Dominanzkultur reloaded: Neue Texte zu gesellschaftlichen Machtverhältnissen*, Hg. Iman Attia, Swantje Köbsell und Nivedita Prasad (Bielefeld: Transcript-Verlag, 2015); zur Vorstellung von weißen trans* Personen als »unschuldige Andere« in homonationalistischen Formationen vgl. Jin Haritaworn, *Queer Lovers and Hateful Others: Regenerating Violent Times and Places* (London: Pluto Press, 2015), 109; vgl. ferner Koray Yılmaz-Günay and Salih Alexander Wolter, »Pink Washing Germany? Der deutsche Homonationalismus und die ›jüdische Karte,‹« in *Wer macht Demokratie: Kritische Migrationsforschung*, Hg. Duygu Gürsel, Zülfukar Çetin, und allmende e.V. (Münster: edition assemblage, 2013).

nutzte sexuelle Vielfalt, um Muslime als kulturell anders zu rassifizieren.³⁴ Allerdings ging diese homonationalistische Rechnung nicht durchgängig auf.

Seit den 1990er Jahren hat sich der Schwulenverband in Deutschland (SVD), 1999 umbenannt in Lesben- und Schwulenverband in Deutschland (LSVD), als führende LGBTQ Organisation etabliert. Von Anfang an offiziell unparteiisch, aber auf verschiedenerlei Weise den Grünen, der SPD und der FDP nahe stehend, verfolgte der Verband eine bürgerrechtliche Agenda, setzte sich ein für die Abschaffung des § 175, die gleichgeschlechtliche Ehe, ein Antidiskriminierungsgesetz und den Schutz vor Hassverbrechen. Der LSVD war damit weitgehend erfolgreich. Aktivist*innen und Beobachter*innen kritisierten ihn jedoch dafür, dass er Rassismus, Sexismus und Transphobie innerhalb queerer Szenen und der deutschen Gesellschaft nur selten thematisierte.³⁵ Gleichzeitig haben Vertreter*innen des LSVD und andere weiße schwule und lesbische Aktivist*innen und Politiker*innen implizit dazu beigetragen, dass muslimische ›Migrant*innen‹ zunehmend als homophobe ›Andere‹ gerahmt und rassifiziert wurden.³⁶

Einige könnten dem Begriff Homonationalismus zum ersten Mal begegnet sein, als die US-Theoretikerin Judith Butler 2010 auf dem Berliner Christopher Street Day den von den Organisator*innen verliehenen Civilcouragepreis öffentlich ablehnte. Butler warf den etablierten Teilen der deutschen LGBTQ Bewegung vor, dass sie nicht deutlich genug gegen rassistische und homonationalistische Strömungen vorgingen. Queere PoC Organisationen wie ReachOut, SUSPECT und NoHomonationalism hatten diese Kritik an weiß-dominierten queeren Gruppen schon lange vorher formuliert, weswegen Butler ihre Arbeit explizit anerkannte. Auch Gays and Lesbians aus der Türkei, LesMigraS (Lesbische Migrantinnen und Schwarze Lesben), IdentX und TransInterQueer hatten auf das Versagen des weiß-dominierten schwulen und lesbischen Aktivismus hingewiesen, der die Anliegen von trans* und queeren People of Color vernachlässigte.³⁷ Sie kritisierten zudem den okzidentalisti-

34 Haritaworn, *Queer Lovers and Hateful Others*, 100.

35 Heinz Jürgen Voß, »Queer and (Anti)Capitalism II«, in *The Queer Intersectional in Contemporary Germany: Essays on Racism, Capitalism, and Sexual Politics*, Hg. Christopher Sweetapple (Gießen: Psychosozial-Verlag, 2018): 121.

36 Zülfukar Çetin, »The Dynamics of Queer Politics and Gentrification in Berlin«, in Sweetapple, Hg., *The Queer Intersectional*, 149.

37 Zur Rede Butlers vgl. Laurie Marhoefer, »Homosexuality and Theories of Culture,« in *Was ist Homosexualität? Forschungsgeschichte, gesellschaftliche Entwicklungen und Perspektiven*, Hg. Jennifer V. Evans, Florian Mildenberger, Rudiger Lautmann und Jakob Pastöt-

schen sexuellen Exzessionalismus vieler weißer Aktivist*innen und betonten dessen gewalttätige, diskriminierende und exkludierende Implikationen.

Die Dinge werden jedoch komplizierter, wenn wir uns der zweiten Hälfte der 2010er Jahre zuwenden. Im Jahr 2017, nur wenige Monate nach der Einführung der gleichgeschlechtlichen Ehe, zog mit der Alternative für Deutschland (AfD) erstmals seit 1961 wieder eine Partei rechts von CDU/CSU in den Bundestag ein. Die AfD war erfolgreich mit giftiger ausländerfeindlicher bzw. rassistischer Rhetorik, schockierenden Behauptungen zur Irrelevanz der Nazi-Vergangenheit und Alice Weidel, einer weißen Lesbe, als einer ihrer beiden Spitzenkandidat*innen. Weidel und viele ihrer Kollegen behaupteten, die AfD könne deutsche Schwule und Lesben am besten vor der angeblichen Bedrohung durch den Islam schützen. Ihre Haltung zu den Rechten von Schwulen und Lesben war und ist jedoch ausgesprochen zweideutig.³⁸ Kontinuierlich verstärkte die AfD ihre Anti-LGBTQ-Rhetorik, hetzte gegen trans* Personen und schürte Ängste vor ›Frühsexualisierung‹, ›Gender-Propaganda‹ und der angeblichen Bedrohung ›unserer Kinder‹ durch queere und trans* Personen. Im Juni 2023 startete die AfD eine Plakatkampagne, die Drag Queens als kriminelle Raubtiere darstellte und damit an die jahrhundertlange Dämonisierung queerer Menschen als pädosexuellen Triebtätern anknüpfte.³⁹

Die Widersprüche in der AfD und darüber hinaus in der queeren Politik werfen drängende Fragen auf: Kann Homonationalismus funktionieren, ohne sich an den selbst-proklamierten sexuellen Exzessionalismus zu halten? Kann man ›den Anderen‹ Queerfeindlichkeit vorwerfen und gleichzeitig selbst queerfeindlich sein? Gabriele Dietze argumentiert überzeugend, dass Alice

ter, (Hamburg: Männer schwarm, 2014): 265–7; zur Gründung trans* und queer antirassistischer Organisationen in den 1990er Jahren vgl. Tanja Vogler, *Das politische Subjekt des queeren Aktivismus: Diskurs- und Akteurskonstellationen queerer Politiken im deutschsprachigen Raum* (Bielefeld: transcript Verlag, 2022): 89–90; zur Entwicklung von GLADT vgl. Jennifer Petzen, »Home or Homelike? Turkish Queers Manage Space in Berlin« *Space and Culture* 7, Nr. 1 (2004): 20–32; zu frühen queer-migrantischen Organisationsversuchen vgl. İpek İpekçioğlu, »Die erste Gruppe Lesben aus der Türkei, 1992–1995« in *In Bewegung bleiben*.

38 N.N., »Homophobie in der AfD ist Alice Weidel ›verhältnismäßig egal‹«, *queer.de*, 8. August 2022, https://www.queer.de/detail.php?article_id=42853, (Zugriff am 23. März 2024).

39 Vgl. Micha Schulze, »Volksverhetzung: Anzeige gegen AfD gestellt«, *queer.de*, 10. Juni 2023, https://www.queer.de/detail.php?article_id=45887, (Zugriff am 23. März 2024).

Weidel als lesbische Frau »die Choreografie von Opferpositionen« verkörpert, die es der AfD erlaubt, sich als Beschützer der weißen Deutschen vor muslimischer Aggression zu gerieren.⁴⁰

Dass die weiße, queere Opferrolle zugleich islamophobe und anti-queere Positionen legitimiert, offenbart einen weiteren Widerspruch. Der Homonationalismus ist in der deutschen Politik mittlerweile fest verankert und doch grundlegend instabil. Die Rechte übernahm homonationalistische Rhetoriken aus der Mitte des politischen Spektrums und nutzte sie, um ihre Gegner*innen zu diskreditieren. 2008 kritisierte der offen schwule bildungspolitische Sprecher der CDU-Fraktion im Abgeordnetenhaus von Berlin, Stefan (Sascha) Steuer, im Tagesspiegel den ebenfalls offen schwulen SPD-Bürgermeister Klaus Wowereit, weil seine Regierung nicht in der Lage sei, homophobe Gewalt durch Muslime zu bekämpfen. Steuer verwies auf vom LSVD gesammelte Daten, die anscheinend zeigten, dass junge Männer »türkischer Herkunft« stärker zur Homophobie neigten als ihre »deutschen« Altersgenossen.⁴¹ Ähnlich argumentierten 2014 die »Homosexuellen in der AfD«, als sie sich einerseits gegen von queeren, linksgerichteten Aktivist*innen erhobene, vermeintlich »überzogene Forderungen« wandten und erklärten: »Wir als bürgerliche Homosexuelle haben keine Lust mit einem Fundamentalisten oder Hassprediger über ein Frauenwahlrecht oder Strafen für Schwule zu diskutieren.«⁴² Von der Mitte bis zum rechtsradikalen Rand rechtfertigt der Homonationalismus Positionen, die den Interessen von Schwulen und Lesben mitunter radikal zuwiderlaufen.

-
- 40 Gabriele Dietze, *Sexueller Exzessionalismus: Überlegenheitsnarrative in Migrationsabwehr und Rechtspopulismus* (Bielefeld: transcript Verlag, 2019): 137; zur Zentralität dieses Widerspruchs für die AfD vgl. Patrick Wielowiejski, »Identitäre Schwule und bedrohliche Queers: Zum Verhältnis von Homonationalismus und Anti-/Genderismus im Nationalkonservatismus«, *Feministischen Studien* 18, Nr. 2 (2018): 347–356; zur rechtsextremen Mobilisierung gegen Geschlechterpolitik vgl. Christopher Fritzsche und Julianne Lang, »Die GegnerInnenSchaft zur Ehe für alle: ein autoritär-regressives politisches Projekt?«, in *Antifeminismen: Krisen-Diskurse mit gesellschaftsspaltendem Potential?*, Hg. Annette Henninger und Ursula Birsl (Bielefeld: transcript Verlag, 2020): 267.
- 41 Sascha Steuer, »Die Übergriffe machen uns Angst«, *Der Tagesspiegel*, 7. November 2008, <https://www.tagesspiegel.de/berlin/sascha-steuer-cdu-die-uebergriffe-machen-uns-angst/1365440.html> (Zugriff am 23. März 2024).
- 42 Alternative Homosexuelle, Facebook post, AHO, 8. Oktober 2014, <https://www.facebook.com/1490981311156762/posts/homosexuelle-in-der-afd-neu-aufgestellt-bei-der-mitgliederversammlung-am-04-oktob/1492179057703654/> (Zugriff am 23. März 2024).

Nun könnte man zwischen einem neuen, teilweise queer-freundlichen und einem alten, queer-feindlichen Nationalismus unterscheiden, aber letztlich sind die beiden eng miteinander verbunden.⁴³ Die Widersprüche in der Geschichte des Rassismus in der deutschen queeren Politik zeigen, dass es keine einfachen Antworten gibt. Stattdessen müssen wir uns heute mit Nationalismen auseinandersetzen, die queere Menschen als ent-rassifizierte Opfer akzeptieren und zugleich in reaktionärer Absicht queerfeindliche Stimmungen mobilisieren. Zudem gilt es zu beleuchten, wie queere Menschen in der Vergangenheit in gewalttätige Formen des Rassismus und Nationalismus involviert waren, und wie manchen die Gewalt, die sie im Namen der ›Reinigung‹ der Nation queeren Menschen antaten, homerotische Lust bereitete. Wir fangen gerade erst an, diese Arbeit zu leisten.⁴⁴ Die Auseinandersetzung mit rassistischen Ausschlüssen und antirassistischen Bewegungen ermöglicht das Schreiben von Geschichten, die uns die Mittel an die Hand geben, die wir brauchen, um mit unserer gewalttätigen, aber keineswegs hoffnungslosen Gegenwart zu kämpfen.

43 Stefan Dudink, »Homosexuality, Race, and the Rhetoric of Nationalism«, *History of the Present* 1 no. 2 (2011): 260f.

44 Evans, *The Queer Art of History*, 12.

